
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 139. Bromberg, den 19. Juni 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(11. Fortsetzung.) ———

Paul schnitt an seiner Feder, antworten tat er nicht.

„Ich hätt' was drum gegeben, wenn ich es gesehen hätte."

„Ich sah es." Die Worte kamen wie unabsichtlich.

„Was? Sie waren da? Sahen, wie es gesprengt wurde? Und haben hier kein Wort davon erzählt? Eine ganz schnurrige Kruke sind Sie."

In das schmale Gesicht des langen Jungen stieg eine scharfe Röte.

„Persönliche Beleidigungen verbitte ich mir, Soltau."

Otje Soltau lachte hellauf. „Das ist keine Beleidigung, das ist eher eine Anerkennung Ihrer Stockfischnatur. So — da haben Sie die Feder aber verschnitten. — Und nu wohnen Sie draußen in Hamm? Müssen alle Tage reinlaufen? Oder fahren Sie?"

„Mal so, mal so."

„Ich denke", mischte sich der Kommis ein, „Sie ziehen zum ersten Juni zu Ladwig? Seine Tochter Minna hat es meiner kleinen Schwester erzählt."

Soltau jauchzte auf. „Zu Ladwig! Ihrem Freund und Gönner! — Na, nehmen Sie mir das nicht übel, das muß ja höllisch ledern werden."

Paul antwortete nicht mehr. Gegen seinen Genossen und Mitlehrling kam er nicht auf. In der Arbeit vielleicht, obgleich Otje durch Flottheit und schnelles Verständnis ersetzte, was ihm an Sorgsamkeit abging, aber mit dem Munde war er Paul gar zu überlegen.

Es wurde wieder still im Kontor, nur die Federn kratzten, und die Fliegen surrten gegen die Scheiben. Draußen rieselte Regen nieder, der Regen, der vor fünf Tagen einsetzte, als schon die Verzweiflung Hamburgs Männer packen wollte ob der eigenen Ohnmacht gegenüber den jagenden, brüllenden Feuermassen. In der Sonntagsnacht hatte er begonnen, und wie er niedersank auf die glühenden Trümmer, auf die heißen Aschenberge, stiegen ungeheure weiße Dampfwolken empor, wurden wieder zu Tropfen, sanken abermals, wurden zu gießenden Bächen und wandelten alle heißen Dächer in triefende Hügel, alles ausgedörrte Holzwerk in nasse Schwammassen, die qualmerfüllten, heißen Straßen in kühle Bachbetten.

Da sanken die Flammen zusammen, zischten, wanden sich im Kampf mit dem feindlichen Bruder, zuckten immer einmal wieder auf, bald hier, bald da, wurden matter, schlaffer, gingen schlafen.

Und nun bauten die Hamburger schon wieder auf. Ihre Hacken und Äxte rissen die Trümmer auseinander, ihre Karren fuhren den Schutt hinweg, ihre Hände sichteten, ihre Augen übersahen, was zerstört war, und ihr kluger Sinn errechnete, was werden sollte.

Hamburg sollte größer und stärker aus der Asche auferstehen.

Sie bauten wieder auf.

Nur Heinecken baute sein Vaterhaus nicht zum zweiten Male. Er verkaufte den Platz, und was er dafür einnahm, steckte er in ein neues Unternehmen; er beteiligte sich an Kaffeeplantagen in Holländisch-Indien.

Warum die Ausländer da draußen den Rahm abschöpfen lassen? Hatte Hamburg keine eigenen Besitzungen in Übersee, so sollte doch der Hamburger sie haben. Er wollte wie die Godeffroys und die Jänisch Weltbürger werden. Hamburger mit dem Herzen, Weltbürger mit dem Kopf.

Davon sprach er einmal zu Paul. Er wollte in dem Sohn die eigenen Ideen anregen.

Paul sagte nur: „Und das ganze Geld hast du in solch unsicheres Unternehmen gesteckt? Mein Gott."

Der Vater lachte ärgerlich auf. Sie sprachen für die nächste Zeit nicht wieder von Geschäften.

Und nun hatte der Sohn es durchgesetzt, daß er zu seinem Prokuristen zog.

Der hatte eine Etage am Pferdemarkt, vorn hinaus zwei Zimmer, hinten zwei Schlafkämmerchen und eine dunkle Küche. Das kleine Vorzimmer bekam Paul.

Ladwig war Witwer, eine Morgenfrau besorgte die groben Arbeiten, setzte das Essen an und ging, wenn Minna, die vierzehnjährige Tochter, aus der Schule kam. Die sollte dem Vater die Hausfrau ersetzen, sobald sie konfirmiert sein würde.

Als Paul im Begriff war, seine Sachen aus den eleganten Koffern in Schrank und Kommode zu räumen, klopfte es, und Minna Ladwig stand auf der Schwelle. Außerordentlich sauber und wohlerzogen. Weder Schürze noch Kleid hatten ein Fältchen, und aus den dicken Blondzöpfen wagte sich kein vorwitziges Haar hervor. Schmal war das Kind, blaß, aber nicht klein, und bei aller Einfachheit hatte es etwas an sich, als sei es nicht die Tochter eines Angestellten, sondern ein junges Mädchen der Gesellschaft.

„Ich bin Minna Ladwig. Vater läßt bitten, wenn Sie etwas wollen, möchten Sie nur klingeln."

Aber Paul klingelte nie. Er konnte sich nicht entschließen, das junge Geschöpf wie eine Dienerin in sein Zimmer zu rufen. Vater und Tochter wußten es ihm Dank.

Sie sahen sich selten, doch wenn Paul abends in seinem Zimmer saß, hörte er in der Nebenstube gedämpftes Sprechen, und einmal forderte Ladwig ihn auf, abends zu ihnen zu kommen und sich ein Lehrbuch zu holen, von dem sie gesprochen.

Da brannte auf dem Sofatisch eine messingne Regulatorlampe, und rechts und links vom Tisch saßen auf einfachen Rohrstühlen Vater und Tochter. Das Sofa blieb frei, man schonte es. Auch Paul bekam einen Rohrstuhl. Seitdem kam er öfters in das Zimmer, und dann wurde es Brauch, daß er mit seinen Wirten Abendbrot aß. Einfach, aber sehr sauber und nett war da der ganze Zuschnitt.

Gleich bei dem ersten Besuch fiel es Paul auf, daß die Möbel des Zimmers zwar alt waren, aber von bestem Material und bester Arbeit. Daß Porträts an den Wänden hingen, die Herren und Damen in verschollener Mode

zeigten, und zwar in reicher Kleidung. Es mußten, der Ähnlichkeit nach, Familienbilder sein.

„Meine Eltern", sagte Ladwig, als er Pauls Blick bemerkte; dann sprach er von etwas anderem.

Seine ganzen drei Lehrjahre und das erste Jahr als Kommis wohnte Paul in der stillen Wohnung am Pferdemarkt, und ohne daß er es wußte, wuchs ihm in den Jahren Minna mit ihrer Wohlanständigkeit, ihrer feinen geraden Haltung, den sittsamen Blondzöpfen und dem feingeschnittenen, blassen Gesicht in das Herz hinein.

Und daß für sie kein anderer junger Mann auf der Welt war als Paul Heinecken, das war selbstverständlich. Doch nie kam ihr der Gedanke an eine gemeinsame Zukunft. Es war schon so viel Glück, neben ihm zu leben und ganz still und unbemerkt für sein Wohl sorgen zu dürfen.

Als das vierte Jahr vorüber, eröffnete Karl Anton seinem Sohn, nun sei es Zeit für ihn, nach drüben zu gehen. Er wolle nicht gerade auf Amerika bestehen, aber England sei das Mindeste.

Und dann mußte Paul die Koffer packen.

Acht Tage vorher sollte er zum letztenmal einen festlichen Abend bei Ladwig verleben. Zu seiner Überraschung brannten an diesem Abend zwei bronzene Wandleuchter neben der Lampe, jeder mit drei Kerzen. Es war fast wie Weihnachten. Der Tisch war festlich gedeckt, sogar ein paar Blumen standen in einer kleinen Vase von Rubinglas auf dem blendend weißen Tisch, und es roch von der Küche her nach Gebratenem.

Obgleich es noch September war, hatte der Herbst einen tüchtigen Nordwest mit Nebel und Regen geschickt. Es war draußen empfindlich kalt, und hier im alten Kachelofen bullerte ein Feuer. Auch eine unerhörte Verschwendung. Was aber allem die Krone aufsetzte: Ladwig holte hinter dem Ofen eine Flasche Bordeaux hervor und hielt sie schmunzelnd gegen das Lampenlicht. „Ich glaube, sie hat jetzt die richtige Temperatur."

Dann kam Minna und trug Beefsteak auf, jedes schön mit einem Spiegelei bedeckt und mit kleinen Senfgurken und Mixed Pickles garniert. Es hatte Paul daheim am reichen elterlichen Tisch bei allen Finessen der jeweiligen Jahreszeit noch nie so gut geschmeckt, wie hier am einfachen Tisch seines Wirtes.

Nach ihrer Art wurden sie ganz vergnügt, Ladwig machte kleine harmlose Späße, deren Trockenheit auch durch den guten Rotwein nicht gebessert wurde, Paul hielt eine Rede, mit vielen Verlegenheitspausen, auf seinen Hausherrn, der ihm zugleich durch diese vier Jahre ein Lehrmeister und noch mehr, das beste Beispiel des fleißigen Kaufmanns gewesen sei, stockte am Schluß, sah Minna an, wollte ihren Namen einflechten, entgleiste gänzlich, und leerte hastig sein Glas: „Auf Ihr Wohl, Herr Ladwig."

Minna, die trotz ihrer gesenkten Augen den Blick und seine Bedeutung bemerkt hatte, bekam ordentlich ein bißchen Farbe, und als sie mit Paul anstieß, sagte er mit einer Verneigung: „Wie hübsch Sie heute abend sind, Fräulein Minna."

Das erste Kompliment, das er ihr sagte. Und wie er sie dabei ansah. Sie hatte nie gedacht, daß der lange Paul Heinecken so herzliche Augen machen könnte.

Als das Mahl vorüber war, und Minna ihre Teller und Schüsseln in die Küche getragen hatte, wo sie sie gleich wieder säuberte, bot Ladwig seinem Gast eine Zigarre an. Das geschah in all den Jahren auch zum erstenmal. Und dann setzten sie sich in das Sofa, jeder behaglich in eine Ecke, und fühlten sich außerordentlich gemütlich.

„Sehen Sie mal, lieber Heinecken", sagte der Prokurist, „heute feiern wir nicht nur ein kleines Abschiedsfest von Ihnen, heute habe ich auch einen ganz besonderen Tag in meinem Leben.

Ich bin heute — sozusagen — zum erstenmal seit meiner Jugend, zum erstenmal seit vierzig Jahren ein freier Mann."

Paul sah ihn etwas verwundert an.

„Sie haben am ersten Abend, als Sie hier bei uns saßen, meine alten Familienbilder angesehen, als dächten Sie: Wie kommen die hierher? Ich hab' es gemerkt, lassen Sie nur, das schadet nichts, aber damals mochte ich noch nicht reden, Sie waren uns auch noch zu fremd. Heute sind Sie uns wirklich ein junger Freund geworden, heute will ich Ihnen erzählen, was nur noch außer Ihnen dann zwei Menschen wissen, meine Minna und Herr Sprekelsen.

Ich bin kein Hamburger. Ich stamme aus Bremen. Mein Vater war einer von den ganz großen Kaufleuten da. Meine Mutter hatte er sich aus einem adligen holsteinischen Hause geholt. Davon hat mein Kind noch die Haltung und den Gang. So etwas schlägt wieder durch.

Und als Junge hat es nichts gegeben, was ich nicht haben konnte. Mein eigenes Reitpferd, ein Ruderboot, einen Erzieher, der mich auf Schritt und Tritt begleiten mußte, die feinsten Kittel — na, wie das so ist. Dann kam es von heute auf morgen. In den napoleonischen Kriegen wurden meinem Vater drei Schiffe mit voller Ladung von den Franzosen weggenommen, als sie durch den Kanal kamen. Zugleich krachte eine englische Bank, in der er sein Vermögen in jenen Kriegszeiten sicherer geglaubt hatte als bei uns, dann kamen noch ein paar kleinere Sachen dazu, da war alles fort und Schulden über Schulden.

Mein Vater akkordierte mit den Gläubigern. Sie wußten alle, daß er keine Schuld hatte, vielleicht nur etwas waghalsig gewesen war, kam man ihm entgegen, er zahlte sechzig Prozent aus, das andere wurde gestrichen. Und er fing wieder an. Aber wir lebten wie kleine Leute, denn die vierzig unbezahlten Prozent drückten ihn schwer. Durch ihn sollte kein Mensch in Verlust sein. Was er erarbeitete, das ging in die Hände der Gläubiger, zuerst waren es nur ein paar hundert Mark im Jahr, dann wurden tausend daraus, zweitausend, wir lebten auf die sparsamste Weise.

Meine Mutter starb schon im zweiten Jahr. Sie war lange leidend gewesen, dieser Stoß hatte sie geworfen.

Als das Unglück über uns kam, war ich ein dreizehnjähriger Junge.

Fünf Jahre nachher, wir waren gerade wieder ein bißchen im Aufsteigen, starb mein Vater am Typhus. Wir wurden diese Krankheit in jenen Jahren, wo wir die Franzosen und ihre Hilfsvölker und all das Elend im Lande hatten, gar nicht los in den Städten.

Als mein Vater fühlte, daß es mit ihm eine schlimme Wendung nahm, sprach er offen mit mir. So und so viel stand noch aus, fast alles, was er nicht hatte zahlen können. Niemand würde Zahlung von mir verlangen, die Gläubiger hatten sich für befriedigt erklärt. Aber — wenn man ein Ehrenmann ist — ja, dann zahlt man doch bis auf den letzten Schilling. Und so blieben mir, wenn er aus der Welt ging, also diese Schulden. Keine leichte Erbschaft, aber ich hab' es ihm in die Hand gelobt, ich würde dafür einstehen. Und er starb leichter, als er sah, daß seine Sache in guten Händen blieb.

Das Jahr darauf zogen wir gegen Napoleon. Ich bin dabei gewesen. Ich bin mit in Frankreich gewesen. Ich hab' auch einmal gefühlt, wie es ist, wenn man für das Vaterland einsteht. Aber nachher — ach, wie klein ist da alles wieder geworden. Und wir selber — man kann nicht immer in Begeisterung und großen Worten leben, Heinecken. Man muß wieder zurück in die tägliche Pflicht. Zuerst, nach solchem Jahr, kommt einem das alles eng und verächtlich vor, aber dann sieht man ein, daß diese kleine tägliche Arbeit das Eigentliche ist, das, was unaufhörlich schafft und fördert. Wie Schiller es so schön von ihr sagt:

Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur um Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht."

Der alte Herr redete sich ganz warm. Es war seit langen Jahren das erstemal, daß er einem andern Menschen so seine Seele aufschloß. Der ungewohnte Wein trug dazu bei, ihn die strenge Reserve, die sonst sein ganzes Wesen umgab, vergessen zu lassen.

„Und ich hatte ja auch eine große Pflicht, die nur durch Arbeit gutzumachen war. Erst ging es sehr langsam, bis ich überhaupt eine Stelle hatte, bei der ich etwas ersparen konnte. Und wie wenig war das! Zum eigenen Geschäft fehlte alles Kapital. Mir waren von der einstigen Pracht nur diese Sachen geblieben, die Sie hier in der Wohnung sehen. Möbel aus der Aussteuer meiner Mutter und die alten Familienbilder. Alles andere war längst verkauft. Sieben Jahre schlug ich mich in Bremen durch. Dann, als ich für meinen Prinzipal hier nach Hamburg reiste, machte

es sich, daß ich zu Herrn Sprekelsen in Beziehung trat. Der war damals ja selber noch jung, und ich kam hierher. Es war mir lieb, hier in Hamburg kannte mich niemand, niemand wußte, woher ich stammte, und was mir anhing.

Da kam es nach drei Jahren, daß Herr Sprekelsen mich mal offen fragte, warum ich denn so entsetzlich knauserig lebte? Und warum ich gar nicht ans Heiraten dächte? Damals — ja, wenn man jung ist, redet es sich leichter —, da hab' ich ihm denn alles erzählt.

(Fortsetzung folgt)

Die Bettler von Cordoba.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von **Kurt Miethke**.

Don Pedro, der Wirt des „Torre de Oro", lehnte sich mit weit aufgerissenen Augen vor. Keuchte, glupschte, richtete sich auf und schrie, daß der ganze „Torre de Oro" wackelte: „Hinaus mit euch!"

Aber die Bettler taten gar nicht dergleichen.

Der Bucklige, wegen seiner dunkelbraunen Gesichtsfarbe Moro genannt, spuckte auf den frisch gescheuerten Fußboden und sagte: „Schweig, Sohn einer verreckten Hündin!"

Don Pedro wurde blaß und knirschte mit den Zähnen: „Ich will keine Bettelgesellschaft in meinem Lokal. Hinaus!" Dann wurden seine Augen noch glasiger. Denn soeben betraten vier weitere Bettler den „Torre de Oro".

„Wartet ihr Ratten, ich werde die Polizei holen. Mein Lokal ist ein gut bürgerliches Lokal, und ich dulde keine Bettler hier."

„Halt den Rand!" sagte einer der soeben Angekommenen. „Erkennst du, was das ist?" Und er schwenkte eine Hundertpesetennote durch die Luft.

Don Pedro schwieg.

„Wir werden nicht länger als eine Stunde bleiben. Wir haben hier eine Versammlung einberufen. Sage mal, du ausgewachsener Burro, was tut Cordoba um diese Stunde? Es schläft. Und wenn es schläft, wie kann es in den „Torre de Oro" gehen? Mit anderen Worten, es würde sich jetzt doch kein Mensch in deinem lausigen Lokal sehen lassen. Deshalb kommen jetzt die hundertsiebzehn Bettler von Cordoba zu dir."

„Hundertsiebzehn!" wimmerte Don Pedro, aber ein Blick auf den Hundertpesetenschein gab ihm wieder einigen Mut.

Eine halbe Stunde später saßen in der Tat über hundert Bettler im „Torre deOro". Sie tranken ungeheure Mengen von Horchata und Naranjada und bezahlten bar. Don Pedros schlechte Laune schwand immer mehr, ein wohlwollendes Grinsen zog über sein Gesicht, und als sich der Präsident der Bettlerversammlung zu seiner Ansprache erhob, nickte er ihm sogar freundlich zu.

Der Präsident hieß Rubio de Alcala, sah aus wie ein räudiger Hund und sprach mit heiserer Stimme: „Freunde! Wir haben uns hier versammelt, weil es nötig ist. Not hat die Bettlerschaft von Cordoba befallen. Ist es nicht unerhört, daß ein Bettler jetzt beinahe ebenso wenig verdient wie ein Schullehrer? Und woran liegt es, o Freunde? An dem schmutzigen Schweinehund, der hier neben mir sitzt!" Und er deutete auf den beglatzten kleinen Kerl, der neben ihm saß. „An Perrito, dem Taubstummen, liegt es. Ich kann mich ja ungehindert über ihn aussprechen, denn er hört nicht, was ich sage. Seht nur seinen blöden Gesichtsausdruck an! Und trotz dieses blöden Gesichts hat er uns alle geschlagen."

Rubio de Alcala nahm einen kräftigen Schluck Horchata und fuhr fort: „Eines Tages war er da. Woher er kam, wissen wir nicht. Stellte sich an den Vorhof der Mezquita, die belebteste Stelle in Cordoba, und drehte sein Grammophon an. Seit diesem Augenblick hängen schwarze Wolken über der Bettlerschaft von Cordoba. Denn der Spitzbube hatte eine Grammophonplatte, die an sich ausgezeichnet war. Scharen von Menschen standen immer um den Spitzbuben herum, wenn er seine Grammophonplatte angedreht hatte, und schwere Mengen Geldes kassierte der Taubstumme jeden Tag ein. Und so geht es seit zwei Monaten. Wenn wir uns nicht selbst helfen, so hilft uns keiner."

„Laßt uns die Platte zerschlagen!" schrie eine Stimme.

„Das geht nicht. Wir können nur in den Bahnen des Gesetzes wandeln, denn wir dürfen es nicht mit meinem Freunde, dem Polizeipräsidenten Estevanez verderben. Also nur auf gesetzmäßige Weise können wir die Wirkung dieser Zauberplatte ausschalten. Von dem größten Schauspieler Spaniens, Don Manuel de Silva y Guadalajara hat er sie besprechen lassen. Oh, edle, mitleidige Seelen, so fängt die Platte an, habt Erbarmen mit diesem Armen! Ich, der Königliche Sänger und Schauspieler Don Manuel de Silva y Guadalajara, bitte euch darum. Seht den Armen an, hilflos und elend ist er, ein unerbittliches Geschick raubte ihm das Edelste, was der Mensch besitzt, die Sprache. Und raubte ihm auch das Gehör, die Kraft, die Stimmen der Vögel und die göttliche Kunst der Musik zu vernehmen. Ich, der Königliche Sänger und Schauspieler Don Manuel de Silva y Guadalajara, flehe euch an: Gebt diesem Armen, was in euren Kräften steht! Und so weiter und so weiter!"

„Der Schmus!" schrien ein paar Stimmen. „Das süßliche Gebettele!"

„Schmus ist es und süßliches Gebettele, gewiß. Aber der Mann hat Erfolge damit. Wir müssen diese Konkurrenz loswerden. Denn seit Perrito, der Taubstumme, mit seiner Grammophonplatte in Cordoba weilt, wandert alles für Almosen bestimmte Geld in seinen Hut."

„Was ist also zu tun?" fragte Moro.

„Wir kaufen ihm die Platte ab", schlug Rubio vor.

„Richtig! Moro, du beherrschst doch die Zeichensprache der Taubstummen. Biete Perrito fünfhundert Peseten für seine Platte!"

Moro setzte seine Finger in Bewegung und redete damit auf den beglatzten kleinen Kerl ein. Dieser schüttelte den Kopf und antwortete gleichfalls mit den Fingern. Moro übersetzte:

„Zweitausend Peseten will er für die Platte!"

„Wucherer! Halsabschneider!" brüllten die Bettler.

Dann begann ein wüstes Feilschen. Perrito, der kleine beglatzte Mann, saß lächelnd in dem Lärm. Mochten sie schreien. Er war ja taubstumm! Er verstand ja nichts.

Man bot ihm sechshundert Peseten. Nein, er wollte zweitausend. Man bot achthundert. Neunhundert. Kommt nicht in Frage. Tausend! Nicht daran zu denken. Das Ergebnis war, daß man ihm achtzehnhundert Peseten auf den Tisch legte. Er steckte sie in die Tasche und nahm aus seinem Kasten dafür die ominöse Grammophonplatte.

Er streichelte nocheinmal darüber; dann fing er an zu weinen. Hemmungslos und lange.

Endlich konnte er dem Moro vermittels Zeichensprache erklären, wie leid ihm das Geschäft tue. Man möge ihm die Platte zurückgeben, er wolle das Geld zurückzahlen. Denn was sollte er nun tun? Er würde das Geld aufzehren und dann in der Gosse verhungern müssen.

Aber die Bettler von Cordoba blieben unerbittlich. Im Triumphgeheul warfen sie die Platte an die Wand der Wirtsstube, daß sie in hundert kleine Stücke zersplitterte.

Perrito hob die schwärzlichen Splitter weinend auf und küßte sie. Aber man empfand kein Mitleid mit ihm. Johlend und frohlockend zogen die Bettler ab, und bald waren nur noch der Wirt und Perrito allein im „Torre de Oro".

Der Taubstumme trocknete sich die Tränen ab. Er richtete sich auf. Ein strahlendes Grinsen zog über sein Gesicht. Und der Taubstumme tat den Mund auf und fragte den verblüfften Wirt: „Kann ich hier mal telephonieren?"

Und der Taubstumme ging ans Telephon, nahm den Hörer ab und verlangte: „Fernamt bitte. Madrid Colon 18674. Ist dort die Schallplattenfabrik von Maximo Gerona? Don Gerona selbst am Apparat? Ja, hier ist Rubio. Nein, nein, Ihr Geschäftsreisender Rubio! Die Sache hat mal wieder geklappt. Achtzehnhundert habe ich für eine einzige Platte bekommen. Bitte schicken sie mir dieselbe Platte zunächst per Eilboten oder am besten per Flugpost nach Sevilla. Mal sehen, was ich dort damit verdienen kann. Dann dieselbe Platte nach Jerez, Ciudad Real, Toledo. Das Weitere werden wir dann sehen . . ."

Dann wandte sich der „Taubstumme", nachdem er abgehängt hatte, an Don Pedro: „Nicht wahr, da staunen Sie!" Und als er das dämliche Gesicht Don Pedros sah, stieß er ein brüllendes Gelächter aus . . .

Die Geschichte einer Eiche.

Von Julian Ejsmond (Warschau).

(Berechtigte Übertragung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm und Martha Christiani, Berlin).

Sie war noch jung. Sie war erst fünfhundert Jahre alt. In jedem Frühling stand sie im goldigen Glanz ihrer jungen Blätter da. In jedem Herbst nahm sie die Färbung alter Bronzen an. Die Jahrhunderte schwanden ihr dahin wie sonnige Tage, die Jahre flogen über sie weg, wie schnelle Vögel, die Tage glitten vorüber, wie leicht beschwingte Falter.

Geboren im Herzen des jungfräulichen Urwaldes, nahm sie den rauschenden und stolzen Ton seines ewigen Liedes in sich auf, und als der alte Urwald unter der Axt des Menschen dahinsank, bewahrte sie dieses königliche Rauschen in ihrer erhabenen Krone und sang der Erde und dem Himmel von den Freuden des freien Waldes, den der Fuß des Menschen noch nicht befleckt hatte.

Wenn du dich unter sie gestellt und die Augen geschlossen hättest, so hätte es dir geschienen, als rauschte über dir der ganze Urwald, der längst gefallen war. Doch es war nur die Stimme des toten Urwaldes, die im Rauschen des treuen Baumes fortklang.

Einst waren in sommerlicher Glut zum Strom, der zu ihren Füßen vorbeifloß, Wisente gekommen mit blutunterlaufenen Augen und welliger schwarzer Mähne, Elche mit breitem Schaufelgeweih und zottige Bären, die nach kaltem Bade verlangte. Sie waren längst verschwunden — vor Jahrhunderten — Wisente, Bären, und Elche... auch der Strom war verschwunden. Sie aber blieb und rauschte. In ihrem rauschenden Gesang bewahrte sie auch das Lied des ungeheuren Stromes. Sie bewahrte sein wild brausendes Frühlingslied an den stillen, überfluteten, blumigen Ufern, wie sein matt tönendes Fließen im Sommer. Wenn du unter ihrer Krone stehst und die Augen schließt, scheint dir der Strom zu rauschen, der längst versiegt ist. Doch nur die Seele des toten Stromes klingt und singt in dem lebenden Baume weiter....

*

Die Lenze kamen geflogen, wie grüne Vögel, und setzten sich auf ihre Äste. Die Herbste kamen geflogen wie goldene Vögel. Sie sah fünfhundert Lenze und fünfhundert Herbste. Und fünfhundertmal umhüllte sie der Winter mit seinem in der Sonne glitzernden Mantel.

Weder Sommergewitter noch Schneestürme, noch im Herbst tobende Unwetter brachen sie nieder.

In ihr lebte der Jubelgesang von tausend Vogelgeschlechtern, die in ihrer üppigen Krone und in ihren verborgenen Höhlungen zur Welt kamen. Und dieser Jubelgesang war eine einzige große Symphonie, in der das Preislied der Liebe sich mit dem des traulichen Nestes vereinte.

Sie erinnerte sich dieser gefiederten Scharen nicht, die in ihrer Krone ihr Leben begonnen hatten, denn ein Baum hat keine Erinnerung. Aber ihre Hochzeitsfeste und längst verklungenen Lieder schwangen und sangen in ihrem melodischen Blätterrauschen mit.

Auch tausendfacher Schmerz lebte in ihr, tausendfacher Schrei gemordeter Wesen, gemordet in blendendem Sonnenschein und bei kaltem Mondeslicht. Sie erinnerte sich dieser gefiederten Scharen nicht, die auf ihr das Leben beschlossen hatten, denn ein Baum ist das Vergessen selbst.... Aber ihr Schmerz und ihr längst verhallter Schrei tönten in ihrem klagenden Seufzen fort, denn manchmal weinte das Rauschen des Baumes.

*

In ihr lebte sowohl der Eindruck alter wie junger Erlebnisse der Menschen fort, voll Glück und Leid ... Und obwohl sie nur durch die Sonne und in der Gegenwart lebte, indem sie sich nach Pflanzenart am gesunden Kreisen der Säfte erfreute und die wohltuende Feuchtigkeit der Scholle genoß, tönte in dem unsterblichen Lied ihrer Laubkrone auch etwas von jenem Raunen der heiligen Haine wider, in denen vor tausend Jahren ihr Urahn herrlich gediehen war, und von den Jagdfanfaren jenes Königs, der, von der Jagd ermüdet, unter ihr geruht und in ihrem Rauschen den Widerhall der litauischen Eichen zu hören vermeint hatte, und die Schrecken des letzten Krieges, der ihre in den Himmel strebenden Nachkömmlinge mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatte.

Das Rauschen des Baumes war die Schatzkammer, in die die eilende Zeit immer neue Tage, traurige und frohe, warf. Immer wieder gesellte sich ein neuer Klang zu jenem uralten Lied der Eiche, immer wieder bereicherte ein neuer Ton die Sprache des Baumes....

*

Aber ein Kummer, so alt wie der Baum selbst, begleitete ihn getreulich fünfhundert Jahre lang: die Einsamkeit. Denn alles um ihn verging. Wälder starben und Ströme versiegten.

Und wenn die Eiche ein Nest oder eine Vogelstimme liebgewann, verstummte die Stimme bald, die Vögel zogen über das Meer oder starben, und nicht einmal die Erinnerung an sie blieb zurück, denn ein Baum hat kein Gedächtnis.

Und sie hatte nur einen Gefährten, der wie sie fünfhundert Jahre und vielleicht noch länger lebte. Das war der ferne Wind, unermüdlicher Wanderer, Liebling der Wolken und der jungen Wälder, der im Urwald fast scheu und verschüchtert war....

Als die Knospen der goldigen Eichenzweige zum ersten Mal in einem längst vergessenen Frühling aufsprangen, der in der blauen Tiefe der Zeiten wie im Nebel verloren war, spielte der Wind, der geflügelte Wanderer, der unsterbliche Vogel, mit den jungen Zweiglein und Blättern, liebkoste das schwanke Bäumlein und lehrte es die ersten Rausche- und Flüsterworte.... Und als die Eiche üppig gen Himmel strebte, gewann der Wind ihre Krone lieber als die der anderen Bäume.....

*

Und endlich kam der Tag, da der arge Mensch, der alles, was schön und alles, was groß ist, vernichtet, die alte Eiche fällen ließ, die ihm die freie Aussicht auf die Stadt benahm..

Was weder die Jahrhunderte noch die Gewitterstürme zu tun gewagt hatten, die ihren sonstigen Mut der stolzen Kraft des Baumes gegenüber verloren, tat das schwache und feige Geschöpf, das sich Herr der Schöpfung nennt.

Der gefällte Riese stürzte auf den goldigen Teppich der Herbstkräuter mit Todesrauschen, mit seinem letzten Rauschen ...

*

Als am andern Morgen der Tag erwachte, kam der getreue Wind aus der Ferne geflogen und erblickte die umgestürzte Eiche. Er konnte nicht begreifen, was geschehen war.

Endlich verstand er alles und flog dorthin, wo man noch keine Bäume niederschlagen läßt, um die Stadt zu sehen, dorthin, wo noch freie Urwälder wachsen, in denen freie Winde ihr Lied singen dürfen.....

Und er trug davon die Sprache des Baumes, der gestorben war. Jene Sprache trug er davon, in der das Rauschen gefällter Urwälder lebte und der Sang des Stromes, der versiegt war, und die Stimme der Vögel, die gestorben waren, und die Seele des Baumes, den man gefällt hatte......

Der Wind aber wird nimmer sterben. Und deshalb kann auch die rauschende Seele des Baumes nimmer sterben.





* **Vier Stockwerk hohe Gräber im Irak.** Eine amerikanische archäologische Expedition hatte auf der Insel Bahrein im Persischen Golf nach alten Gräbern gesucht. Diese Nachforschungen und Ausgrabungen hatten sehr gute Erfolge, denn es gelang, einen großen Friedhof mit vielen Einzelgräbern zu finden. Diese waren vier Stockwerk hoch und die in ihnen gefundenen Gegenstände so gut erhalten, daß man daraus interessante Aufklärungen über die Gewohnheiten dieser alten Völker gewinnen konnte. Starb ein Familienoberhaupt, so wurde anscheinend sein ganzer Haushalt mit ihm zusammen begraben. Im Erdgeschoß wurden seine Diener und Sklaven beerdigt. Seine Kamele, Esel und Pferde wurden im zweiten Stock zur ewigen Ruhe gebettet. Der pater familias ruhte allein im dritten Stockwerk, mit seinen Frauen auf der höchsten Treppe über ihm. Inschriften auf den Gräbern konnten nicht entziffert werden, doch scheinen sie aus einer noch früheren Epoche der alten arabischen Kultur zu stammen.

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.